Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 56 (1960)

Heft: 1-2

Artikel: Scythica Vergiliana : ethnographisches, archäologisches und mythologisches zu Vergils Georgica 3, 367 ff.

Autor: [s.n.]

Kapitel: Zweiter Exkurs : Schillers "Nadowessische Totenklage"

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-115459

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zweiter Exkurs: Schillers «Nadowessische Totenklage»

Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er's Licht noch sah.

Doch, wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Atems Hauch,
Der noch jüngst zum grossen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Renntiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Tau der Flur?

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh.

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff!
Seht, das Leben ist entflogen,
Seht, sie hängen schlaff!

Wohl ihm. Er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt.

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speist er droben,
Liess uns hier allein,
Dass wir seine Taten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang.

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Dass er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Unter jenen glänzenden dichterischen Gebilden, die Schillers Musenalmanach für 1798 den Namen Balladenalmanach eingetragen haben, erschien auch, manchen wohl fremdartig anmutend, die anfangs Juli 1797 entstandene «Nadowessische Totenklage»[1]. Schiller hätte «nicht übel Lust (gehabt), noch vier oder fünf kleine nadowessische Lieder nachfolgen zu lassen», nachdem er einmal in diese Natur hineingegangen war; leider hat er es dann trotz Goethes Lob und Zureden doch nicht getan, weil Humboldt und Körner das Gedicht, das er auch ihnen sogleich mitgeteilt hatte, befremdet ablehnten[2]. Noch nach zweiunddreissig Jahren erinnerte sich Goethe dessen mit Unmut. Wie

[1] Der Name *Nadowessier*, in französischen Berichten *Nadvesiv* (1640), *Nadouessis* (1642), *Nadouesioux* (1656), bei Hennepin *Nadouescioux*, *Nadouessiouak* geschrieben, bei englischen Autoren *Nadouesans*, *Nadowassis*, *Nawdowessies*, bei Carver *Naudowessie* oder *Naudowesse Indians*, in Virginia auch *Nottoway*, geht zurück auf ein Wort der Algonkinsprache. *Nadowa* scheint dort ursprünglich 'Giftschlange', 'Natter', 'Viper' bezeichnet zu haben, in übertragenem Sinn dann auch 'Feind'; mit dem Diminutiv *Nadowe-is-iw* haben namentlich die Chippewa (Ojibwa), ein Algonkinstamm, ihre besonderen Feinde, die Dakota, benannt. Von den Chippewa übernahmen französische Kanadier das Wort und machten es sich mundgerecht; lebendig geblieben ist dessen Abkürzung *Sioux*. Der Name *Nadowessier*, *Nadowessioux*, *Sioux* galt zunächst dem grössten und bekanntesten Stammesverband der Sioux-Sprachfamilie, den Dakota (eigentlich 'Verbündete'), scheint aber auch für weitere Sioux-Stämme verwendet worden zu sein. Vgl. J. N. B. Hewitt im Handbook of American Indians North of Mexico 2 = BAE Bulletin 30 (1910) 8f. s.v. *Nadowa*, ferner C. Thomas und J. R. Swanton ebda. 577ff. s.v. *Siouan Family*; 1 (1907) 376ff. s.v. *Dakota*. W. Nölle, Die Indianer Nordamerikas (1959) 135.

[2] Die Zeugnisse, besonders Schillers Briefwechsel mit Goethe vom 30. Juni bis 23. Juli 1797, in der reich dokumentierten, eindringenden Studie von Harold Jantz, Schiller's Indian Threnody, in: Schiller 1759/1959. Commemorative American Studies ed. by John R. Frey = Illinois Studies in Language and Litterature 46 (Urbana 1959) 58ff. Das Folgende verdankt dieser Arbeit viel; in einigen Punkten glaube ich weiter gekommen zu sein. – Jantz bezeichnet S. 65 das Aufsätzlein von L. Papendorf «Schillers Quelle zu Nadowessiers Totenlied» (in: Goethe. Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 17, 1955, 310ff.) mit Recht als «alarming regression in scholarly responsibility».

hatte er doch immer zu tun gehabt, seine und Schillers Sachen vor dem teilnehmenden kritischen Rat der Freunde zu schützen und fest zu bleiben! Und gerade bei diesem Gedicht, das doch zu Schillers allerbesten zählt, war ihm das misslungen! So äusserte er sich 1829 gegenüber Eckermann[3]. Mag sein Lob in der Gesprächssituation auch etwas höher gestimmt sein als es sonst vielleicht ausgefallen wäre, ein hohes Lob bleibt es immer, und an seiner Ernsthaftigkeit ist nicht zu zweifeln[4]; für das Verständnis des Gedichtes ist jedenfalls mehr gewonnen, wenn man sich daran hält als an das Urteil neuerer Kritiker, die in ihm «mehr eine Kuriosität als eine künstlerische Leistung» sehen[5]. Schiller ist keineswegs nur aus Verlegenheit um geeignete Stoffe für seinen Musenalmanach auf die Nadowessier verfallen; ihn hat das Poetische dieser grossartigen wilden Natur ergriffen[6]. Dieses Poetische zur Geltung gebracht zu haben ist in nicht geringem Masse das Verdienst von Schillers Gewährsmann, Jonathan Carver.

Carvers Buch «Travels through the interior parts of North-America in the years 1766, 1767 and 1768» (London 1778) hatte dank seinem stofflichen Reichtum und seiner vorzüglichen Form sogleich ausserordentlichen Erfolg; nicht weniger als neununddreissig Nachdrucke und Übersetzungen hat man gezählt, und das Bild, das man sich in Europa von den Ureinwohnern Amerikas machte, war weithin von Carver bestimmt[7]. Chateaubriand hat ihn benutzt[8]; Wielands «Teutscher Merkur» zeigte die erste deutsche Ausgabe sofort an, in Weimar ging sie von Hand zu Hand, und Herder hob einige ihm besonders

---

[3] Goethe zu Eckermann 23. März 1829; s. unten S. 180 Anm. 21.

[4] Vgl. besonders Goethe an Schiller 5. Juli 1797. Indianermotive spielen in der europäischen Literatur seit dem 17. Jahrhundert eine Rolle (vgl. W. Nölle a.O. 145ff.); Goethe hat selber auch Nachdichtungen indianischer Lieder gegeben: das «Todeslied eines Gefangenen. Brasilianisch» und das «Liebeslied eines amerikanischen Wilden. Brasilianisch» (Jubiläums-Ausg. 3, 267. 277), nach Montaigne (Essais l. 1, ch. 30), der seinerseits auf Las Casas zurückgeht. Beide Gedichte erschienen zuerst im Tiefurter Journal, Sommer 1783, das Liebeslied in neuer (nicht besserer) Fassung in «Kunst und Altertum» 5, 3 (1826) 130. Am «Todeslied» hätte Humboldt noch mehr «ein Grauen finden» müssen als an der Nadowessierklage (Schiller an Goethe 23. Juli 1797).

[5] So Richard Maria Werner, Lyrik und Lyriker: Beiträge zur Ästhetik 1 (1890) 339. In neueren Darstellungen, etwa in derjenigen von B. v. Wiese (Fr. Schiller, 1959) wird das Gedicht nicht erwähnt.

[6] Schiller an Körner 10. Juli 1797: «... die Nation hat wirklich etwas Poetisches».

[7] Jantz a.O. 66ff. John Thomas Lee, A Bibliography of Carver's Travels: Proceedings of the State Historical Society of Wisconsin for 1909, 143ff.; for 1912, 87ff. Russell W. Fridley, The Writings of Jonathan Carver: Minnesota History 34 (1954) 154ff.

[8] Vgl. J. Bédier, Chateaubriand en Amérique, vérité et fiction: Etudes critiques (1903) 127ff. 193ff. 228. 241. 243. 245ff. Gilbert Chinard in seiner Ausgabe von Chateaubriands «Les Natchez» (Paris 1932) stellt in Adarios oraison funèbre Benutzung von Carvers nadowessischer Totenklage fest; vgl. auch 470.

wertvolle Stücke heraus, darunter auch jene nadowessische Totenklage[9]. Leider hat der arme Carver von diesem Ruhm keinen Nutzen mehr gehabt; er starb vorher im Elend. Und damit nicht genug: man hat ihm auch noch diesen Ruhm streitig gemacht und seine Redlichkeit in Frage gestellt[10]. Heute ist diese viel zu weit gehende Kritik auf das ihr zukommende Mass zurückgeführt. Die Nachrichten über Carvers Herkunft, seine militärische Laufbahn, seine Reisen sind mit Unrecht angezweifelt worden; sein Reisejournal, der erste Teil seines Werkes, gibt davon im ganzen zuverlässige Rechenschaft. Anders steht es mit dem zweiten, mehr als doppelt so umfangreichen Hauptteil, einer Darstellung des indianischen Lebens und seiner Umwelt, die dem Buch seinen eigentlichen Wert gegeben und seinen Ruhm begründet hat. Diese Darstellung beruht in der Tat weit weniger, als sie glauben machen will, auf eigener Erkundung; in der Hauptsache ist sie eine Kompilation aus früheren, meist französischen Reisewerken, eine Tatsache, die der gutgläubige Leser dem Selbstlob Carvers und der Kritik, die er an seinen Gewährsmännern übt, kaum entnehmen würde. Allerdings hat Carver vielfach auf Grund eigener Beobachtung gebessert, ergänzt und immer ausgezeichnet formuliert[11]; gerade unsere Totenklage ist dafür ein anschauliches Beispiel.

Denn Carver hat diese Totenklage keineswegs selber so gehört; offenbar benutzt er die Schilderung, die der Baron de La Hontan in seinen «Nouveaux voyages dans l'Amérique septentrionale» (1703) gegeben hat[12]. Und auch dieser hat die Totenklage sicher nicht so gehört wie er sie mitteilt. Zwar das äussere Zeremoniell schildert er, in Übereinstimmung mit dem sonst bekannten allgemeinen Brauch, augenscheinlich richtig; Carver und Schiller haben denn dies auch un-

---

[9] Die Nachweise bei Jantz a.O. 66; dazu besonders Schiller an Goethe 30. Juni 1797. Herder wiederholte seinen zuerst 1782 gegebenen Hinweis in der 6. Sammlung der «Zerstreuten Blätter», die anscheinend früh im Jahr 1797 erschien; doch ist Schiller, nach seinen Worten in dem eben angeführten Brief zu schliessen, kaum von Herder angeregt.

[10] E. G. Bourne in dem brillanten Aufsatz The Travels of Jonathan Carver: The American Historical Review 11 (1906) 287ff.

[11] Siehe besonders Jantz a.O. (oben S. 176 Anm. 2) 66ff., weiter Lee und Fridley (oben S. 177 Anm. 7); ferner Milo M. Quaife, Jonathan Carver and the Carver Land Grant: The Mississippi Valley Historical Review 7 (1920/21) 3ff. Der berühmte «Land Grant» Carvers, ein Rechtsanspruch auf ein riesiges Gebiet, das sich Carver von zwei Sioux-Häuptlingen durch eine Urkunde hatte zusichern lassen, spielte bis weit ins 19. Jahrhundert eine Rolle. Carver selbst hat anscheinend nie davon gesprochen, aber Erben von ihm und hoffnungsmutige Käufer von Anrechten haben sich lange und hartnäckig, doch schliesslich erfolglos, um Anerkennung dieser 'Rechte' bemüht.

[12] Bd. 2 (1703) 151f. Dieser zweite Band der Voyages trägt den Titel «Mémoires de l'Amérique septentrionale, ou la suite des voyages» etc.

verändert übernommen[13]. Auch die in der Totenklage gemeine Anrufung des Toten hat La Hontan beibehalten; sonst aber trägt sie allzu deutlich den Stempel seiner Tendenz. La Hontan (1666–ca. 1715), ein begabter verunglückter Abenteurer mit allen guten und schlechten Eigenschaften des Gascogners, hat wohl reiche persönliche Erfahrung mit Indianern und teilt davon viel Wertvolles mit; aber fast wichtiger ist es ihm, die zeitgenössische französische Gesellschaft, die ihm so übel mitgespielt hat, in ihrer heillosen Korruption blosszustellen, und er tut dies als ein neuer Anacharsis in der Weise, dass er sie sich spiegeln lässt in der naturhaft reinen, urgesunden Welt seiner Indianer. Da wird denn vieles zu einer gar seltsamen Idealität entstellt; so sind La Hontans Wilde mit ihrer ursprünglichen Geistesfrische von den witzigsten verstandesstolzen Aufklärern Frankreichs kaum zu unterscheiden, wenn es ihnen etwa einfällt, die Paradoxien christlicher Lehren in ihrer Vernunftwidrigkeit lächerlich zu machen[14]. Von dieser Art ist auch die Trauerrede. Ihr Hauptanliegen ist, dem Toten seine völlige Nichtigkeit zu beweisen, was mit dürren logischen Schlüssen geschieht; diesem Nichts, sagt der Redner, zolle man jetzt, doch nur in freundschaftlicher Erinnerung an das, was es einst gewesen, einige Zeichen schuldiger Verehrung. Das ist so ganz unindianisch wie die gleich folgende Behauptung, diese Wilden kennten überhaupt keine Trauer und machten sich über die unsrige lustig[15].

Wie nun durch Carvers Änderungen diese Totenklage irgendwie echt geworden ist, das ist wirklich staunenswert. Zwar ist die Zufügung einer homerischen Reminiszenz[16] und des gemütvollen christlichen Topos von der Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits nicht eben indianisch; Schiller hat denn auch beides mit sicherem Instinkt weggelassen. Einen glücklicheren Zusatz entnahm Carver der zweiten von ihm mitgeteilten Totenklage, die er nach glaubwürdiger Versicherung

---

[13] La Hontan a.O.: «Dès que le mort est habillé, on l'asseoit sur une natte de la même manière que s'il étoit vivant; ses parens s'asseoyant autour de lui, chacun lui fait une Harangue à son tour où on lui raconte tous ses Exploits et ceux de ses Ancêtres.»

[14] Eine ausgezeichnete Charakteristik La Hontans gibt G. Chinard in der Einleitung zu seiner Neuausgabe (1931) von La Hontans «Mémoires» und «Dialogues curieux entre l'auteur et un sauvage de bon sens qui a voyagé» («Suplément aux voyages» etc. = vol. 3, 1703). Diderot ergötzte sich an La Hontans frechem Bonmot (2, 119) «que ... Dieu pour satisfaire (apaiser sagt Diderot) Dieu ait fait mourir Dieu»; die gelehrten frommen Väter, so Lafitau und Charlevoix, sind natürlich scharfe Kritiker. Vgl. Nölle (oben S. 176 Anm. 1) 146ff.

[15] La Hontan 2 (Mémoires) 151. 152f.

[16] Carver (Hamburg 1780) 335 «damit dein Körper nicht ... den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde» nach Ilias 1, 4f., wie Jantz a.O. 74 gesehen hat.

selber gehört hat[17]. Entscheidend aber wirkte die Umbildung der La Hontanschen Rednerphrasen. La Hontan liess seinen Indianer philosophisch trocken konstatieren «tu as la même figure que nous, il ne te manque ni bras, ni tête, ni jambes»; Carver macht daraus «Warum sind diese Füsse ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren als das Reh auf jenen Gebürgen? Warum hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinaufklettern, und den härtesten Bogen spannen konnten?»[18] usw. Carver verwandelt also LaHontans stumpfe Feststellungen in Lobpreisungen des Toten und gibt diesen die lebendig bewegte Form pathetischer Frage; mit Totenlob und vorwurfsvoll-schmerzlicher Frage aber stellt er Grundformen der alten, echten Totenklage wieder her. Angeregt dazu ist er gewiss nicht so sehr durch die einzige Frage bei LaHontan[19] als durch seine wie immer gewonnene Kenntnis der indianischen Totenklage überhaupt; die Rückgewinnung ihrer Wahrhaftigkeit ist zugleich poetischer Gewinn.

Diese eindrücklichen Fragen hat Schiller übernommen und noch vermehrt[20], sonst aber die Form der Totenklage preisgegeben; mit Recht ist der ursprüngliche Titel «Nadowessische Totenklage» später geändert in «Nadowessiers Totenlied». Damit nimmt Schiller für seinen Redner eine vage, brauchtümlich nicht festlegbare Situation in Kauf, gewinnt aber die Möglichkeit, Sitte und Glauben der Nadowessier reicher zu schildern. Natürlich hält er sich dabei durchwegs an Carver; was er von ihm übernimmt, was nicht, das kennzeichnet seine intuitive Sicherheit für das Echte ebenso klar wie seine noble Idealität, die manche Zeitgenossen just hier vermissten[21]. Uns geht besonders die vierte Strophe an:

---

[17] Carver a.O. 339, aus der Klage einer Mutter um ihren frühverstorbenen Sohn, die auch Herder so beeindruckt hatte (s. oben S. 178 Anm. 9): «Du hättest das fliegende Elendsthier eingehohlt, und auf dem Gipfel der Gebürge dem schnellsten Rehe Trotz geboten» (s. gleich oben im Text).

[18] Carver a.O. 334.

[19] a.O. 151: «Qui est-ce qui nous parloit il y a deux jours, ce n'est pas toi, car tu nous parlerois encore, il faut donc que ce soit ton âme ...». Totenlob bezeichnet auch La Hontan als typisch, s. oben S. 179 Anm. 13.

[20] Strophe 3 «Wo die Augen ...»; vgl. Carver a.O. 246. 281.

[21] Goethe zu Eckermann 23. März 1829: «Aber können Sie denken, dass seine nächsten Freunde ihn dieses Gedichtes wegen tadelten, indem sie meinten, es trage nicht genug von seiner Idealität?» Schiller schweigt zum Beispiel von den bei Carver 337f. geschilderten barbarischen Trauersitten, von den Kletterkünsten des Toten (s. oben) und von anderm, das ihm nicht wesentlich schien. Jantz a.O. 63ff. tritt energisch für die Klassizität des Gedichtes ein; Schillers geniale Intuition für das altertümlich Echte hebt J. Wiesner hervor (Schiller und die Indianer, in: Atlantis 1959, Novemberheft S. VIff.), die weitgehende Richtigkeit seines untendenziös realistischen Bildes Nölle (oben S. 176 Anm. 1) 150.

«Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh.»

Dieses Reh erscheint bei Carver[22] «auf dem Gipfel der Gebürge» zusammen mit dem «fliegenden Elendsthier», dem Elch, den Schiller also durch einen gewaltigen Hirsch ersetzt hat. Warum aber «durch den Schnee»? Nun, Schiller deutet mit diesen Worten offenkundig auf die Schneeschuhjagd hin, die er bei Carver[23] eingehend geschildert fand (der Wortlaut ist oben S. 94 mitgeteilt). Carver hat sie, als er den Winter 1766/67 in der Gegend des heutigen Minnesota bei Sioux-Indianern zubrachte[24], ohne Zweifel selber kennen gelernt; in diesen schneereichen nördlichen Gegenden waren Schneeschuhe als unentbehrlich allgemein, alle Stämme besassen welche[25]; nur mit ihnen war ja das Niederrennen des Wildes möglich. Aber statt seine Beobachtungen selber zu formulieren, zog es Carver auch hier vor, seinem Gewährsmann La Hontan nachzuschreiben; dieser hatte solche Jagden eifrig mitgemacht, sie ausführlich dargestellt und Jäger wie Schneeschuhe sogar im Bild gezeigt[26]. Trotz alledem sagt Carver von Schneeschuhen kein Wort und lässt so in seinem Bericht eine bedenkliche Lücke: wohl nichts weiter als eine Flüchtigkeit. Schiller, für den Carver der einzige Gewährsmann war, hat also von Schneeschuhen nichts gewusst, die Jagd im Schnee aber doch als so eigenartig empfunden, dass er sie erwähnte. Es ist doch gewiss merkwürdig und für unsere Vergilstelle lehrreich, dass im Verlauf der Überlieferung ausgerechnet der Schneeschuh selber, ein so wesentliches Element der Schneejagd, hat verschwinden können.

---

[22] s. oben S. 180 Anm. 17.

[23] Carver a.O. 249f.

[24] Jantz a.O. 66. Fridley (oben S. 177 Anm. 7) 154.

[25] Vgl. H. E. Driver und W. C. Massey, Comparative Studies of North American Indians: Transactions Amer. Philos. Soc., N.S. 47 (1957) 278ff. mit Literatur S. 294 und Verbreitungskarte S. 277 Abb. 80 (freundlicher Hinweis von Åke Hultkrantz).

[26] La Hontan a. O. 1, 73; der Zeichner war ein sehr bescheidener Künstler.